

Auf dem Weg der Umkehr und Erneuerung.

Kirchliche Reformen in Deutschland und der Weltkirche

Thomas Söding

Selten hat es nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil einen kirchlichen Aufbruch wie heute gegeben. Er steht im Zeichen der Synodalität. Papst Franziskus hat dem Thema die nächste Weltbischofssynode gewidmet, die nun 2023 stattfinden soll. Das römische Sekretariat der Synode hat ein umfangreiches Papier mit zehn Leitfragen in alle Teile der Weltkirche verschickt, um möglichst viele Antworten von der Basis zu erhalten. Diese Initiative reagiert auf eine Entwicklung, die an vielen Orten, in vielen Kontinenten, auf vielen Wegen längst angebahnt worden ist und starke Fahrt aufgenommen hat, unterschiedlich nach den lokalen Kulturen, aber einig im Versuch, Synodalität auf katholisch neu zu buchstabieren. In Australien, in Irland, in Lateinamerika und der Karibik laufen eigene synodale Prozesse ab. In Tansania, Spanien, Italien und Kenia, in den USA und in Neuseeland, in der Schweiz, in Frankreich und in vielen weiteren Ländern hat die römische Einladung organisierte Prozesse ausgelöst. Im Libanon gibt es eine eigene Frauen-Synode, durch das antiochenische Patriarchat unterstützt.

Der Synodale Weg in Deutschland ist kein Solitär. Er ist Teil einer globalen Entwicklung in der katholischen Weltkirche, auch wenn es an einer internationalen Vernetzung mangelt. Er hat freilich seine Besonderheiten. Er ist organisiert, ambitioniert und profiliert – nicht so klar, wie es nötig wäre, aber doch so, dass er weltweit Blicke auf sich zieht. Vor allem: Er wird nicht nur von der Bischofskonferenz organisiert, sondern auch vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Das ZdK ist eine Organisation des Laienapostolates, die auf die demokratische Revolution von 1848 zurückgeht und sich – ziemlich einzigartig in der Welt – neben der Bischofskonferenz als Sprachrohr der katholischen Kirche in Deutschland etabliert hat, selten so partnerschaftlich mit der Bischofskonferenz verbunden wie auf dem Synodalen Weg.

So stark die Bewegung in Richtung entwickelter Synodalität ist, so groß sind die Emotionen: die Vorbehalte auf der einen, die Hoffnungen auf der anderen Seite – nicht zu vergessen die vielen Gläubigen, die es bereits aufgegeben haben, auf eine Reform der katholischen Kirche zu setzen und sich deshalb entweder abwenden oder in die innere Emigration zurückziehen.

Wie erklärt sich der synodale Aufbruch der katholischen Kirche? Wie entstehen die Spannungen, die durch ihn aufbrechen? Wie können sie in Energie für eine Umkehr und Erneuerung der katholischen Kirche verwandelt werden?

1. Zwei starke Impulse: ein negativer und ein positiver

Die synodalen Aufbrüche, von denen die katholische Kirche weltweit geprägt ist, auch in Deutschland, nehmen zwei starke Impulse auf: zum einen das Desaster des Missbrauchs Abhängiger durch Geistliche samt dessen Vertuschung, zum anderen die Wandlung des *sensus fidei fidelium*, des Glaubenssinns aller Gläubigen.

Der Missbrauch Abhängiger durch Geistliche ist – Gott sei es geklagt – ein weltweites Phänomen in der katholischen Kirche. Die Untersuchungen in den Vereinigten Staaten und in Irland haben vielen die Augen für ein Unheil geöffnet, das viele nicht wahrhaben wollten und wollen. Tatsächlich darf man nicht alles über einen Kamm scheren. Aber die entscheidende Differenzierung besteht offenkundig nicht darin, ob es eklatanten Missbrauch gibt oder nicht, sondern darin, ob er aufgedeckt wird oder nicht. Die kritischen Medien spielen eine entscheidende Rolle. Zahlreiche Berichte von Betroffenen – bewegende Glaubenszeugnisse, harte Anklagen, klare Forderungen – führen dazu, dass die humanitäre, die spirituelle und die moralische Katastrophe des Machtmissbrauchs, der sexualisierten Gewalt, der geistlichen Ausbeutung klar vor Augen stehen.

In Deutschland hat die Bischofskonferenz eine wissenschaftliche Studie in Auftrag gegeben, die ziemlich flächendeckend untersucht hat, was zwischen 1946 und 2014 in den Diözesen, so sie ihre Archive geöffnet haben, aktenkundig geworden ist. Die Studie ist von unabhängigen Fachleuten, vor allem aus der Psychologie und der Kriminologie, erarbeitet worden. Der Titel lautet: „Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz“. Die Studie nennt nicht nur eine erschreckend hohe Zahl von Fällen, wenngleich sie (aus welchen Gründen, ist strittig) niedriger ausfallen als in den neueren Recherchen aus Frankreich. Sie macht auch transparent, wie kirchliche Leitungen – Bischöfe, Generalvikare und Personaldezernenten voran – mit den Taten umgegangen sind: Institutionenschutz vor Aufklärung, Täter- statt Opferorientierung, Schlamperei in der Aufarbeitung und Begünstigung neuer Straftaten durch Wegschauen und Unterlassen. Die Studie kommt zu dem Schluss: Es gibt nicht nur individuelles Versagen; die katholische Kirche hat ein systemisches Problem, das einerseits die Taten nicht verhindert, andererseits deren Aufklärung behindert hat, von der Entschädigung der Betroffenen zu schweigen.

Mit dem Verweis auf das Systemversagen darf sich niemand aus der persönlichen Verantwortung stehlen; aber die Feststellung persönlichen Fehlverhaltens kann auch nicht die Systemfrage neutralisieren. Dass der Missbrauch keineswegs nur ein kirchliches, sondern ein weit verbreitetes gesellschaftliches Problem ist, vor dem sehr viele die Augen verschließen, auch in Politik und Justiz, ist eine traurige Wahrheit, die aber nicht verkennen lassen darf, dass man zuerst den Balken aus dem eigenen Auge ziehen soll, bevor man den Splitter im Auge des Nächsten sucht, wie Jesus gelehrt hat (Mt 7,5).

Inzwischen sind weitere Studien über einzelne Bistümer vorgelegt worden; andere sind in Arbeit. Viele Gutachten sind juristisch orientiert, also darauf fokussiert, persönliches Fehlverhalten einzelner Verantwortlicher festzustellen, das nach kirchlichem und staatlichen Recht (wenn die Taten nicht verjährt sind) zu sanktionieren ist. Andere Untersuchungen sind historisch orientiert; sie bringen Prozesse und Strukturen, Kontexte und Typen zum Vorschein. Die psychologische Aufarbeitung steckt noch in den Anfängen, selbst beim geistlichen Missbrauch.

Es braucht allerdings auch eine theologische Analyse. Auf dem Synodalen Weg ist sie erarbeitet worden. Im Grundtext „Macht und Gewaltenteilung. Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag“ heißt es, in zweiter Lesung von der gesamten Synodalversammlung mit sehr großer Mehrheit, einschließlich einer Zweidrittelmehrheit der Bischöfe, verabschiedet: „Im Zentrum des Problems steht die Art und Weise, wie Macht – Handlungsmacht, Deutungsmacht, Urteilsmacht – in der Kirche verstanden, begründet, übertragen und ausgeübt wird. Es haben sich eine Theologie der Kirche, eine Spiritualität des Gehorsams und eine Praxis des Amtes entwickelt, die diese Macht einseitig an die Weihe bindet und sie für sakrosankt erklärt. So ist sie von Kritik abgeschirmt, von Kontrolle abgekoppelt und von Teilung abgeschnitten. Umgekehrt werden Berufung und Charismen, Würde und Rechte, Kompetenzen und Verantwortung der Gläubigen in der katholischen Kirche nicht ihrer Bedeutung im Volk Gottes gemäß berücksichtigt.“

Das Stichwort lautet: Klerikalismus. Die katholische Kirche hat nach der Aufklärung auf junge Männer gesetzt, die durch die Weihe Führungsaufgaben in der Kirche übernehmen. Sie hat die Einheit von Lehre und Leitung, Sakrament und Vollmacht, Eucharistie und Pastoral betont – alles starke Modernisierungsschübe, die über mehr als ein Jahrhundert weltweit sehr erfolgreich waren. Das Erste Vatikanische Konzil hat versucht, mit dem Papst einen Repräsentanten zu etablieren, der von allen anderen – staatlichen wie kirchlichen – Instanzen unabhängig ist. Das Zweite Vatikanische Konzil hat zwar den Papst aus seiner metaphysisch aufgeladenen Einsamkeit erlöst und in das Kollegium der Bischöfe gestellt, aber zugleich in einer nie gekannten Weise das Bischofsamt auf den Thron gehoben – so als ob eine sakralisierte Monarchie das Leitbild der Kirche wäre.

Diese Entwicklung implodiert vor unseren Augen. In allen entwickelten Gesellschaften geht die Zahl der Ordens- und Priesterberufungen zurück, jüngst auch in Polen dokumentiert. Die Monopolisierung der Macht und Vollmacht beim Bischof entspricht zwar längst nicht mehr der Realität, wird aber in der Theorie hochgehalten, zumal wenn es kritisch wird, obgleich kirchliche Verwaltungen und Räte längst das Heft des Handelns in die Hand genommen haben. Der Papst hat zwar als Sprecher nicht nur der katholischen Kirche, sondern der Christenheit und zwischen den Trumps und Putins, den Erdogans und Xi Pingjings dieser Welt eine ungeahnte Relevanz gewonnen, kann aber nur durch die Kraft seiner Persönlichkeit und seiner Argumente wirken, nicht durch sein Amt.

Für einige ist diese Entwicklung der Untergang der Kirche, gegen den man sich mit aller Macht wehren muss, für andere ist sie der Übergang in eine neue Sozialgestalt der Kirche, in der es darauf ankommt, die Ressourcen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung neu zu erschließen und nachhaltig zu nutzen.

Die wichtigste Ressource ist der Glaubenssinn des Volkes Gottes. Häufig wird in der katholischen Welt von einer Glaubenskrise gesprochen, weil die kirchlichen Milieus sich auflösen, traditionelle Überzeugungen fraglich werden und jungen Eltern die Weitergabe religiösen Wissens an ihre Kinder weit weniger wichtig ist als früheren Generationen. Tatsächlich steigen – Beispiel Deutschland, wo die Möglichkeit besteht – die Zahlen der Kirchenaustritte dramatisch an. Die Bindewirkung christlicher Gemeinden (die nie so stark wie in den 50er Jahren gewesen ist) nimmt deutlich ab. Die Säkularisierung nimmt hingegen zu – weniger der Atheismus als der Agnostizismus, die religiöse Indifferenz.

Aber dies ist nur die eine Seite der Medaille. Zum Ernst der Lage gehört auch, dass die katholische Kirche selbst für viele Menschen ein Grund geworden ist, nicht an Gott zu glauben. Im vorbereitenden Dokument zur Synode, das gemeinsam von der Bischofskonferenz und dem ZdK erarbeitet worden ist, heißt es zum Thema Macht und Gewaltenteilung: „Die Krise ist nicht von außen in die Kirche hineingetragen worden, sondern in der Kirche selbst entstanden. Sie resultiert aus starken Spannungen zwischen der Lehre und der Praxis der Kirche, aber auch zwischen der Art und Weise, wie Macht in der Kirche ausgeübt wird, und den Standards einer pluralen Gesellschaft in einem demokratischen Rechtsstaat, deren Berücksichtigung viele Katholikinnen und Katholiken auch in ihrer Kirche erwarten.“

Die Gläubigen sind es, die diese Spannungen am eigenen Leib und in der eigenen Seele spüren – ob sie nun weggehen oder ob sie mitgehen. Sie haben nach katholischer Lehre aber einen eigenen Sinn für Gott: für das, was am Evangelium die *Frohe* Botschaft ist, für die Wahrheit, die befreit, für die Zeichen der Zeit, in denen die Fingerzeige Gottes zu erkennen sind. Dieser Glaubenssinn ist ein Werk des Heiligen Geistes – nicht nur in den Einzelnen, sondern auch in ihrer Gemeinschaft, von Generation zu Generation, über alle Barrieren von Nationen, Geschlechtern und Kulturen hinweg. Im Glaubenssinn des Volkes Gottes verwirklicht sich die Verheißung, die Jesus nach dem Johannesevangelium allen, die an ihn glauben, mit auf den Weg gibt: „Wenn er aber kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit führen“ (Joh 16,12).

Der *sensus fidei fidelium* wird in traditionellen Konzepten katholischer Theologie nur passiv verstanden: als nachträgliche Zustimmung zu dem, was das Lehramt, das *magisterium*, vorgibt. Diese Definition ist aber eine Unterbestimmung. Ausgangs des 19. Jahrhunderts hat John Henry Newman am Beispiel von dogmatischen Auseinandersetzungen im Altertum gezeigt, dass die Mehrheit der Bischöfe häretisch, die Mehrheit des Volkes aber rechtgläubig war; deshalb solle *Consulting the Faithful in Matters of Doctrine* ein fester Bestandteil der katholischen Praxis sein.

Die Internationale Theologische Kommission (der ich damals angehörte) hat deshalb 2014 ausgeführt, dass der Glaubenssinn nicht nur reagiert, sondern auch agiert: Er hat eine proaktive Seite. Papst Franziskus hat in *Evangelii gaudium* vom „Spürsinn“ des Gottesvolkes gesprochen. Im „Orientierungstext“ des Synodalen Weges, gleichfalls bereits verabschiedet, heißt es in diesem Sinn über den Glaubenssinn: „Er besteht nicht nur in dem, was die kirchliche Lehre übermittelt. Er ist auch weit mehr als die Intuitionen von Gläubigen, die den Wahrheitsgehalt der Schrift, der Tradition oder der kirchlichen Lehre zu erspüren vermögen. Der Glaubenssinn der Gläubigen muss selbst alles im Geist Gottes prüfen, um das Gute und Rechte herauszufinden. Der Geist Gottes richtet die Gläubigen auf das alle und alles Bestimmende innerlich aus: auf eine geistlich durchwirkte persönliche Lebensführung wie auf die Entdeckungs- und Erkundungsgemeinschaft Gottes – in steter Umkehr und auf dem Weg der Nachfolge Jesu Christi.“

Den Glaubenssinn auf biblischer Basis so zu verstehen, öffnet neue Zugänge zu signifikanten Phänomenen, die ein traditionelles Lehrgebäude der katholischen Kirche erschüttern müssen, in einem modernen Neubau aber zu frischer Luft und neuen Räumen führen. Die „Pillenenzyklika“ *Humanae Vitae* stößt mit ihrem Verbot (angeblich) künstlicher Empfängnisverhütung bei einer weit überwiegenden Mehrzahl der Kirchenmitglieder nicht einmal mehr auf erregte Ablehnung, sondern nur noch auf kopfschüttelndes Unverständnis. Ebenso steht es mit dem, was die katholische Kirche im Katechismus lehrt: dass jeder außereheliche Geschlechtsverkehr „Unzucht“ sei. Der große Kulturwandel in der Einschätzung praktizierter Homosexualität lässt zwar starke Mentalitätsunterschiede zwischen Nord und Süd, West und Ost aufbrechen; aber das römische Verbot von Segensfeiern für Paare, die sich lieben, ist verpufft. Kürzlich sollte zwar ein weiteres Mal das Bild des treu sorgenden Hirten gezeichnet werden, der als Pfarrer am besten weiß, was für seine Herde gut ist; aber die Amazonas-Synode hat längst klar gemacht, dass es sich um eine Projektion handelt; auch in Deutschland wirkt das Schreiben wie eine nostalgische Anwandlung, aber nicht als Zukunftsmodell. Die Vorstöße, die traditionellen Geschlechterverhältnisse zu dogmatisieren, so dass Frauen kein öffentliches Amt der Heiligung und Leitung in der Kirche übernehmen dürfen, laufen bei immer mehr Menschen ins Leere, innerhalb wie außerhalb der Kirche.

Diese Reserven, die tief im Kirchenvolk verwurzelt sind, bei weitem nicht nur in Deutschland, sind nicht ein Problem, das durch größere kommunikative Anstrengungen gelöst werden müsste, sondern Teil der Lösung, weil sie auf Widersprüche in der kirchlichen Lehre und auf Risse im Gebälk der katholischen Kirche aufmerksam machen. In ihrer weit überwiegenden Mehrzahl erwarten die Gläubigen, nicht mit Formeln abgespeist zu werden, sondern Gott „heute“ zu erfahren; sie nehmen sich die Freiheit, im Glauben selbst zu entscheiden, was sie glauben und wie sie leben; sie entwickeln die Fähigkeit, überkommene Traditionen zu kritisieren und Alternativen zu denken. Die Frage ist allerdings, wo dieser Glaubenssinn zum Ausdruck kommt und wie er ins Gewicht fallen kann.

2. Zwei große Spannungsbögen: ein struktureller und ein spiritueller

Der genuine Ort, um dem Glaubenssinn des Gottesvolkes in der Kirche ein Forum zu geben, ist die Synode. Synoden werden von zwei Spannungsbögen beherrscht, einem strukturellen und einem spirituellen. In den synodalen Strukturen baut sich die Spannung auf, welche Rolle Bischöfe spielen und welche das Kirchenvolk, nicht zu vergessen die Priester, Diakone und Ordensleute, aber auch all diejenigen, die – in Deutschland extrem wichtig – nicht geweiht, aber gesendet sind, damit sie aktiv und verantwortlich in der Pastoral mitarbeiten, im Religionsunterricht, in der Katechese, auch in der theologischen Wissenschaft. Die strukturellen Spannungen spiegeln sich in spirituellen wider: Wie weit bestimmen klerikale, wie weit laikale Formen das Gebet, die Feier des Gottesdienstes, das Bekenntnis und die Vergebung der Schuld, die Wiedergutmachung und Besserung, ohne die es keine Umkehr und Erneuerung geben kann?

Synodale Strukturen gehören von Anfang an zum Leben der Kirche. Sie sind aber unterschiedlich mit Leben gefüllt worden, je nach den herrschenden Überzeugungen und zeitlichen Umständen. Auf dem wichtigsten Konzil der Kirche überhaupt, dem in Jerusalem, haben nicht nur die Apostel und Ältesten beraten und entschieden – die ganze Gemeinde war beteiligt (Apg 15,1-34; Gal 2,1-10). Die Geschichte der Kirche kennt zahlreiche Versammlungen, bei denen nicht nur Kleriker, sondern auch „Laien“ kirchliche Angelegenheiten regeln. In der Neuzeit haben sich hingegen Tendenzen verstärkt, dass nur Geweihte Sitz und Stimme haben sollen. Diese Entwicklung war der Unterscheidung zwischen Staat und Kirche geschuldet. Sie hat Freiheitsräume des Glaubens erschlossen und zur Differenzierung moderner Gesellschaften erheblich beigetragen. Aber sie hat verkannt, dass die Kirche nicht nur aus Klerikern besteht. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich das Spektrum noch einmal auf die Bischöfe verengt. Das kirchliche Gesetzbuch hat diese Fokussierung festgeschrieben.

Infolgedessen blüht in der katholischen Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil der Gedanke der Synodalität zwar auf; es gibt regelmäßige Welt- und Kontinentalsynoden, die für die Vielfalt und Einheit der katholischen Kirche eine große Rolle spielen. Aber Synoden sind im Wesentlichen nur Bischofsversammlungen. Zwar sind in Rom ein paar Ordensobere vertreten; es gibt auch *auditores*, die reden dürfen (und „Experten“, zu denen ich dreimal gehörte). Aber wenn es zu Abstimmungen kommt, zählen nur die bischöflichen Stimmen. Sie sind auch im jetzigen weltkirchlichen Synodalprozess die einzig relevanten Größen. Synodalität scheint gleichbedeutend mit episkopaler Kollegialität zu sein. Wie aporetisch dieser Ansatz ist, hat sich beispielhaft bei der Weltjugendsynode 2018 gezeigt: Einige der Hauptpersonen durften zwar sprechen; votieren durften aber nur die Bischöfe, die – bei allem Respekt vor Junggebliebenen – nicht zur Zielgruppe gehören. Frauen haben nichts mitzuentcheiden, verheiratete Männer allerdings auch nicht.

Die enormen Spannungen, die in dieser Konstellation entstehen, führen zu neuen Ideen und Ansätzen. Die Internationale Theologische Kommission hat 2018 (als ich nicht mehr Mitglied war) einen ersten Vorstoß unternommen, um zwar das Entscheiden den Bischöfen vorzubehalten, das Beraten aber als eine gemeinsame Arbeit aller Glieder des Leibes Christi in die Strukturen einer Synode einzubeziehen. Freilich lassen sich Beraten und Entscheiden selten klar unterscheiden, weil dynamische Prozesssteuerungen gefragt sind, die Konzeption und Evaluation miteinander verschalten. Vor allem fragt sich, warum kirchenrechtliche Laien nicht auch bei pastoralen und personalen Fragen mitentscheiden sollen, wenn doch Schrift und Tradition dies vielfach bezeugen und wenn das Kirchenrecht vorsieht, dass in Finanz- und Vermögensfragen sachverständige Laien die Mehrheit in Entscheidungsgremien haben.

Solange das Kirchenrecht aber die Beteiligungsmöglichkeiten restriktiv regelt, entstehen zahlreiche neue Formen, die das Beraten und das Entscheiden auf eine gemeinsame Grundlage stellen sollen. Diese Formen sind experimentell, aber deshalb nicht unverbindlich. Ihr kirchenrechtlicher Status ist schwach; desto stärker muss ihr Input sein. In Australien ist dies der Fall, allerdings im Rahmen eines Provinzialkonzils, das einige Partizipationsrechte dank päpstlichen Privilegs sichert. In Lateinamerika und der Karibik ist es der erklärte Willen, dass nicht nur die „Eliten“ den Diskurs bestimmen (also auch nicht nur die Bischöfe), sondern das „Volk“; allerdings sind die Formen noch im Fluss.

Auch der Synodale Weg in Deutschland ist ein solcher Kompromiss. Er hat eine Satzung, die von der Bischofskonferenz und dem ZdK erlassen worden sind; er hat eine Geschäftsordnung, die sich die Synodalversammlung gegeben hat. Er hat feste Arbeitsstrukturen und Abstimmungsprozeduren mit erster und zweiter Lesung. Seine Beschlüsse sind verbindlich, wenn die erforderlichen Quoren erreicht sind, darunter auch eine bischöfliche Zweidrittelmehrheit, wie sie bei der Vollversammlung der Bischöfe auch erforderlich ist. Aber die Rechtsgewalt jedes Bischofs in seiner Diözese bleibt unberührt. Die Synodalversammlung ist kein Konzil; deshalb wird genau unterschieden, was vor Ort geändert werden kann und was eine weltkirchliche Angelegenheit ist. Für das erste stehen z.B. die Entwicklung von Beteiligungsstrukturen bei der Bestellung von Führungspositionen, bei der Personalführung, bei der pastoralen Zukunftsplanung und bei den Finanzen, bei der Einrichtung von Ombudsstellen, bei der Ordnung von Segensfeiern, bei der Erstellung von katechetischen Materialien, bei der Modernisierung der Priesterausbildung etc. Für das zweite stehen z.B. die Öffnung des sakramentalen Diakonats für Frauen oder Änderungen der Ausführungen zur Sexualmoral im Weltkatechismus, aber auch der Erlass eines Grundrechtekataloges in der katholischen Kirche (*lex ecclesiae fundamentalis*) oder die Öffnung des Zölibates für Priester in der römisch-katholischen Kirche. Dass Frauen die Priesterweihe empfangen können, wäre ein weitreichender Schritt; das Votum, dass die Diskussion offen geführt werden muss, ist nicht gar so sensationell, auch wenn der Impuls teils als Häresie verleumdet wird.

Eine Schlüsselrolle werden einerseits Gläubige spielen, die bereit sind, sich freiwillig zu engagieren, und andererseits Bischöfe und Pfarrer, die bereit sind, sich auf synodale Prozesse einzulassen. Meist wird in der katholischen Kirche auf die Bischöfe und Pfarrer geschaut. Aber keineswegs selbstverständlich ist, dass Menschen sich für ihre Kirche und in ihr engagieren. Die Wahlbeteiligungen für die Gremien sind erschreckend niedrig; allerdings zeigt das Beispiel Rottenburg-Stuttgart: Wenn die Rechte der Gremien gestärkt sind, steigt auch die Wahlbeteiligung. Menschen, die in der Demokratie ihr Wahlrecht wahrnehmen, um Personen zu mandatieren, die Entscheidungen treffen, oder sich selbst zur Wahl stellen, um Verantwortung zu übernehmen, werden sich in der Kirche nicht mit unverbindlichen Beratungsrunden abspeisen lassen. Dass bei der Etablierung von signifikant höheren Beteiligungsstrukturen neue Probleme auftauchen können, von Gremienfunktionären ohne Bodenhaftung bis zu Kommunikationsspezialisten ohne Spirit, ist eine reale Gefahr – aber kein Einwand gegen den Aufbau von nachhaltiger Synodalität in der katholischen Kirche, sondern ein Aufruf, Legalität durch Kompetenz und Legitimität durch Qualität zu fördern.

Ohne Bischöfe, die sich dem Synodalen verschreiben und es auf die Beteiligung möglichst vieler im Gottesvolk beziehen, wird es nicht gehen. Auf der Basis des geltenden Rechts ist es eine Möglichkeit, durch freiwillige Selbstbindungen größere Verfahrenssicherheit zu schaffen: mehr Transparenz und Kontrolle, mehr Einbindung in das Kirchenvolk, mehr Überzeugungsarbeit – und mehr Zustimmung, wenn es gut geht. Kritiker des Synodalen Weges wittern eine „Protestantisierung“ der katholischen Kirche – und geben damit nicht nur anti-reformatorische Affekte zu erkennen, die zu einer Konfessionalisierung der katholischen Kirche führen, sondern auch mangelnde Sachkenntnis, weil im Protestantismus Synoden typischerweise Kirchenvolkversammlungen sind, denen Bischöfe gegenüberstehen, während im katholischen Modell alle Diözesan- und Weihbischöfe voll integriert sind: Sie bringen sich in die Arbeit ein; sie stellen sich der Kritik und üben sie auch. Sie nehmen an Debatten und Abstimmungen teil. Sie bilden keine „Fraktion“; aber sie werden in ihrer spezifischen Leitungsverantwortung gefragt und gefordert.

Auf beiden Seiten laufen Prozesse ab, die über das künftige Wohl und Wehe der katholischen Kirche entscheiden, hierzulande und weltweit. Werden sich genügend Menschen finden, die sich aus innerem Antrieb, in der Freiheit des Glaubens, mit ihrer Lebenserfahrung für ihre Kirche einsetzen, für ihre Umkehr und Erneuerung, für ihre Präsenz vor Ort, für ihren Alltag und ihre Feste? Und werden sich genügend Bischöfe finden, die ihr Amt nicht als Bollwerk gegen die Partizipation der Gläubigen am Beraten und Entscheiden in der katholischen Kirche ausbauen, sondern als Instrument nutzen, um Engagement zu fördern, Partizipation zu garantieren und Macht zu teilen? Es braucht ein neues Miteinander – ohne Vermischung der Aufgaben, aber auch ohne Angst vor der eigenen Courage.

Die Fragen zeigen, dass die strukturellen Spannungen nicht ohne die spirituellen aufzubauen sind. Strukturen ohne Geist sind hohl – so wie Spiritualität ohne Formen sich verflüchtigt. Worin synodale Spiritualität besteht, kann auf dem Weg entdeckt werden. Aufmerksam zuzuhören, die Wahrheit in der abweichenden Position zu suchen, bereit für Neues zu sein, ohne das Alte zu verachten – dies sind gefragte Tugenden, die auf dem Synodalen Weg eingeübt werden.

Spiritualität geht freilich nicht im Ethos auf. Sie braucht die gemeinsame Feier der Eucharistie, sie braucht die Zeichen des Glaubens; sie braucht die Worte, die auf Gottes Wort hören lassen. Es gibt ein Gebet für den Synodalen Weg, in dem Gott, der Vater, um den Heiligen Geist gebeten wird: „Er öffne unser Herz, damit wir auf Dein Wort hören und es gläubig annehmen. Er treibe uns an, miteinander die Wahrheit zu suchen. Er stärke unsere Treue zu Dir und erhalte uns in der Einheit mit unserem Papst und der ganzen Kirche.“ Die Geistliche Leitung hat ein Osterbrevier erstellt, in dem Synodale den „Orientierungstext“ erschließen, der den Titel trägt: „Auf dem Weg der Umkehr und der Erneuerung. Theologische Grundlagen des Synodalen Weges der katholischen Kirche in Deutschland“. In Nummer 18 heißt es dort: „Wer glaubt, bleibt niemals am Buchstaben der Bibel kleben, sondern will den ‚Geist‘ atmen, der ‚lebendig‘ macht (2 Kor 3,6).“ Dazu schreibt Sarah Henschke, Gemeindereferentin und Diözesanseelsorgerin des BDKJ, des Bundes der deutschen katholischen Jugend, im Bistum Trier, Mitglied der Synodalversammlung und des Forums IV, das sich mit Fragen der Sexualethik befasst: „Ich höre gerne vom persönlichen Glauben anderer und ich lasse mich gerne auf fundierte und weiterführende theologische Argumente ein, denn ich lerne gerne andere Perspektiven kennen und ich lerne gerne in meinem theologischen Fachwissen dazu. Überall dort, wo beide Seiten die Diskussion auf diese Art führen, kann man tatsächlich den Geist atmen, der lebendig macht. Ich will nicht sagen, dass wir es beim Synodalen Weg bereits geschafft haben, immer so miteinander zu diskutieren, aber ich finde, dass wir in der Zwischenzeit Fortschritte gemacht haben und zumindest teilweise etwas an dem ‚guten Geist von Frankfurt‘ dran ist.“

Spiritualität steht nicht gegen Reflexion, nicht gegen Diskurs, nicht gegen Kritik. Aber Spiritualität steht für Wachheit, für Sensibilität und Resilienz, für die Unterscheidung der Geister und die entschiedene Nutzung des Kairos. Spiritualität lebt vom Glauben, der sich entwickeln und ausdrücken kann. Die Liturgien des Synodalen Weges in Deutschland bringen den Geist am deutlichsten zum Ausdruck, den es im gemeinsamen Beraten und Entscheiden braucht. Quelle und Höhepunkt ist die Feier der Eucharistie. Während der letzten beiden Versammlungen wurde sie dort gefeiert, wo auch gearbeitet wurde: in einer großen Messehalle, die wie eine Basilika des 21. Jahrhunderts wirkt. Der reiche Schatz der christlichen Liturgie wird vielfach genutzt: durch Tagzeitgebete, durch Schriftgespräche, durch „Einhalte“, die den Dauerbetrieb unterbrechen, um Raum für Besinnung zu schaffen.

Die Spiritualität des Synodalen Weges soll die Sinne schärfen: Sie soll sensibilisieren, das wahrzunehmen, was ist, und das zu erhoffen, was kommen soll. Sie soll die Gemeinschaft vertiefen, aber nicht ab-, sondern aufschließen. Synodale Spiritualität heißt „Alternativen leben, die weiter führen“, schreibt Siegfried Kleymann, der Geistliche Begleiter des Synodalen Weges, und Maria Boxberg die Geistliche Begleiterin erklärt im Interview mit Radio Vatikan: Zur synodalen Spiritualität gehört „viel Unruhe im guten Sinne“, ausgelöst „von einem Geist, der auch durcheinanderbringt“, damit „sich etwas bewegt“ und „wirklich die Botschaft Jesu Christi wieder in der Kirche selbst mehr Raum findet.“

Eine Spiritualität, die aufbricht, kommt auf dem Synodalen Weg in Deutschland schon jetzt besser zum Ausdruck als auf manchen römischen Foren, die in Routine erstarrt scheinen. Alle Geschlechter werden sichtbar und hörbar. Alte und neue Lieder erklingen; die schönen Glaubensweisen, von denen die deutsche Frömmigkeitsgeschichte so reich ist, werden ebenso angestimmt wie die frischen Melodien einer katholischen Weltmusik, die Junge wie Alte mitsingen, mitsummen, mitklatschen können.

Allerdings ist der Synodale Weg noch zu wenig von der Klage derer geprägt, die Gewalt erlitten haben. Er sucht nach neuen Formen, „Gott, dem Allmächtigen, und allen Geschwistern“ zu bekennen, „was ich Gutes unterlassen und Böses getan habe“. Er hat auch noch keine Lösung für die spirituelle Not, eine Versöhnung zu feiern, die keine Verbrämung ist. Ohne eine Versöhnung, die ihren Namen verdient, wird angesichts der krassen Fehlentwicklungen keine gute Zukunft geben; dass sie sich nicht in einer Liturgie erschöpfen kann, ist klar. Aber es gibt Beispiele für eine ebenso demütige wie hoffnungsvolle

Die Synode versammelt sich im Zeichen des Kreuzes. Es ist ein Vortragekreuz: ein Blech mit recyceltem Blattgold, exklusiv für dieses Fest des Glaubens in der Schmiede der Abtei Königsmünster gefer. Aus dem Blech sind mit Lasertechnik viele kleine Blechkreuze geschnitten, „Festhaltekreuze“ für alle, die sie in die Hand nehmen wollen. Sie fehlen im großen Corpus – und sind doch da, als offene Stellen, die auf lebendige Menschen verweisen: auf Menschen, die sich selbst in die Kirche einbringen und die ihrerseits wissen können, dass es auf sie selbst ankommt, in einem größeren Ganzen, das sich auf Gott bezieht, im Namen Jesu. Neben dem Kreuz brennt eine Kerze, wie sie in allen Kathedralkirchen Deutschlands aufgestellt ist: Zeichen der tiefen Verbundenheit, Zeichen der Hoffnung in schwieriger Zeit.

3. Zwei weite Perspektiven – eine theologische und eine politische

Die Struktur und die Spiritualität des Synodalen Weges, der in Deutschland und in der Weltkirche gebahnt wird, öffnen weite Perspektiven und müssen sich daran messen lassen, wie viel sie erschließen und wie viel sie verschließen. Zum einen geht es um eine theologische Orientierung: Welches sind die wichtigsten Themen und Formen? Zum anderen geht es um eine politische Positionierung: Wo steht die Kirche in einer Welt, die von Kriegen und Klimakatastrophen verwundet ist, aber nach Gottes Willen ein Haus des Lebens sein soll.

Die theologischen Themen für den Synodalen Weg in Deutschland sind viel enger und konkreter als die für die römische Weltsynode. In Deutschland erklären sie sich aus der Notwendigkeit, die Impulse der MHG-Studie aufzunehmen. Deshalb sind „Macht und Gewaltenteilung in der Kirche – Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag“, „Priesterliche Existenz heute“, „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ sowie „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“ als Schwerpunkten gebildet worden, die in eigenen Foren sowohl grundlegende Orientierung leisten als auch konkrete Handlungsoptionen vorschlagen.

Das Spektrum der Themen, die in Deutschland synodal beraten und entschieden werden müssen, weil brennende Probleme ungelöst sind, ist freilich viel weiter. Die vier, die gewählt wurden, sind nur die dringendsten Baustellen, auf denen hart gearbeitet werden muss, damit die Verantwortlichen der Kirche den Betroffenen des Missbrauchs ins Gesicht schauen können. Die römischen Leitfragen setzen weiter an. Sie entsprechen zu einem großen Teil dem, was in Deutschland von 2011 bis 2015 während des fünfjährigen Gesprächsprozesses „Im Heute glauben“ abgelaufen ist: die Überwindung von Sprachbarrieren zwischen verschiedenen Gruppen in der katholischen Kirche, die Verständigung über zentrale Herausforderungen der Kirche, die Weiterentwicklung der Impulse aus dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Ohne diesen Gesprächsprozess, den die Deutsche Bischofskonferenz organisiert hat, wäre der Synodale Weg, an dem „auf Augenhöhe“ das ZdK beteiligt ist, nicht möglich geworden. Aber der Schritt in das neue Format war nötig, wenn die Trias von Sehen, Urteilen und Handeln nicht gekappt werden soll.

Auf der Ebene der Weltkirche fehlt es ersichtlich bislang an einem Erfahrungsaustausch, Synodalität betreffend, sowohl im Blick auf die Formen als auch im Blick auf die Inhalte. Grundsätzlich scheinen die Weichen richtig gestellt: mehr Vielsprachigkeit in den Stimmen, die zählen, mehr Ehrlichkeit in der Situationsanalyse, mehr Mut und Eifer im Reformwillen. Aber ob der reine Gedankenaustausch reicht, darf bezweifelt werden. Deshalb lässt es aufhorchen, wenn in der 9. Leitfrage das Problem genannt wird, ob die Differenzierung – wie es in schlechtem Englisch heißt – zwischen *decision taking* und *decision making* der Weisheit letzter Schluss sei. Diese Frage ist der *crucial point* des weltweiten Prozesses.

Die große Frage, die sich in der kleinen verbirgt, lautet, ob die katholische Kirche mit all Ihrer Tradition, all ihrem Eigensinn und all ihrer Sendungsverantwortung in der globalisierten Welt der vielen Religionen, der konkurrierenden Ideologien, der ökologischen Katastrophen, aber auch der internationalen Verständigungen für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung durch Abgrenzung von den Menschenrechten, durch Einschränkung von Beteiligungsrechten und durch Aufrechterhalten des *gender gaps* definieren oder ob sie als Teil, ja als Avantgarde einer emanzipatorischen Bewegung agieren will, die Diskriminierung überwindet und Partizipation sichert.

An dieser Stelle verschränkt sich die theologische mit der politischen Perspektive. Den Aufbruch der jungen Kirche hätte es nicht gegeben, ohne dass nicht mit der Klarheit des Bekenntnisses zu Gott auch das Versprechen abgegeben worden wäre, dass die Frage, ob jemand als Jude oder als Grieche, als Sklave oder als Freier, als Mann oder als Frau geboren worden ist, keinen entscheidenden Unterschied für das Leben in der Kirche macht: „Denn alle seid ihr einer in Christus“ (Gal 3,26-28). Über weitere Strecken ihrer Geschichte und in weiten Räumen ihrer Gegenwart löst die katholische Kirche (im Rahmen ihrer menschlichen Begrenztheit ein) auch heute dieses Versprechen ein: in der internationalen Caritas, in der ebenso weiträumigen wie kleinteiligen Bildungsarbeit, vor allen von, mit und für Frauen, im Einsatz für Religionsfreiheit, in der Ermöglichung, Gottes- und Nächstenliebe zu vereinen.

Aber es gibt auch eklatante Defizite: keine Grundrechte im Codex, die ihren Namen verdienen, Machismo und Paternalismus, die religiös überhöht werden, traditionelle Gesellschafts- und Familienmodelle, die gegen Freiheitsgewinne in Stellung gebracht werden, autoritäres Denken, das dem unterstellten Relativismus der Spätmoderne die Wahrheit des Glaubens entgegenhalten soll. Schlimm wird es, wenn diese Agenda auch noch mit dem Hinweis auf den kritischen Geist der Prophetie geadelt werden soll, der zur DNA des Christentums gehört, wiewohl der Sache nach nur Traditionalismus mit Tradition verwechselt wird.

Die politische Aufgabe der katholischen Kirche ist eine andere. Sie ist der einzige *global player*, der auch ein *global prayer* ist. Sie ist sprachfähig und handlungsfähig, lokal, regional und universal. Sie hat eine politische Agenda – und zwar nicht die, zu politisieren, sondern zuerst am eigenen Beispiel zu zeigen, dass Freiheit nicht in dem Maße zunimmt, wie die religiöse Prägung abnimmt, sondern dort wächst, wo der Glaube die Räume des Denkens und Fühlens, des Sprechens und Handelns weitet. Es ist die gesellschaftliche Aufgabe der Kirche, dem Anspruch des Evangeliums zu entsprechen, dass Böses durch Gutes überwunden werden kann (Röm 12,21). Es entspricht dem Evangelium, dass Menschen sich ihre Identität nicht erst zu erarbeiten brauchen, bevor sie etwas gelten, aber auch nicht auf ihre Vergangenheit, ihre körperliche Konstitution, ihre gesellschaftlichen Rollen festgelegt sind, sondern die Gottesebenbildlichkeit, die ihnen in die Wiege gelegt ist, zu entdecken und zu gestalten berufen sind. Weil es einen Gott für alle gibt, kann keine weltliche, aber auch keine kirchliche Hierarchie über den Sinn des Lebens, über die Beziehung zu Gott und über die persönlichen Gewissen herrschen; vielmehr entsteht zugleich eine radikale Gleichheit und Vielfalt, weil alle Menschen ein und den selben Gott über sich und hoffentlich auch in sich haben.

Synodalität ist nicht das Allheilmittel für die Kirche und die Welt, für die Betroffenen sexualisierter und spiritualisierter Gewalt, für die Verkündigung des Evangeliums und die Werke der Barmherzigkeit. Aber ohne entwickelte Synodalität wird es schwer möglich sein, Kirche Jesu Christi im 3. Jahrtausend zu sein.

Literaturhinweise

Harald Dreßing, Hans Joachim Salize, Dieter Dölling, Dieter Hermann, Andreas Kruse, Eric Schmitt, Britta Bannenberg u.a., Sexueller Missbrauch an Minderjährigen durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz, 2018: https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/dossiers_2018/MHG-Studie-gesamt.pdf (Zugriff am 7. 3. 2022).

Johanna Beck, Mach neu, was dich kaputt macht. Warum ich in die Kirche zurückkehre und das Schweigen breche, Freiburg im Breisgau: Herder 2022.

Doris Reisinger, Spiritueller Missbrauch in der katholischen Kirche, Freiburg im Breisgau: Herder 2019.

Barbara Haslbeck, Regina Heyder, Ute Leimgruber, Dorothee Sandherr-Klemp (Hg.), Erzählen als Widerstand. Berichte über spirituellen und sexuellen Missbrauch an erwachsenen Frauen in der katholischen Kirche, Münster: Aschendorf 2020.

Nikola Eterović, Sinodi continentali. I consigli speciali del sinodo dei vescovi; incontri con Giovanni Paolo II e Benedetto XVI, Città del Vaticano: Editrice Vaticana 2013.

Markus Graulich – Johanna Rahner (Hg.), Synodalität in der katholischen Kirche. Die Studie der Internationalen Theologischen Kommission im Diskurs (QD 311), Freiburg im Breisgau 2020.

Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Synodalität – Strukturprinzip kirchlichen Handelns, Bonn 2016.

Christoph Binniger u.a. (Hg.), Was ER euch sagt, das tut. Kritische Beleuchtung des Synodalen Weges, Regensburg: Steiner 2021.

Michaela Labudda – Marcus Leitschuh (Hg.), Synodaler Weg – Letzte Chance? Standpunkte zur Zukunft der katholischen Kirche, Paderborn: Bonifatius 2021.

Margit Eckholt, geist-bewegt. Synodale Wege in den Spuren Jesu gehen. Schriftmeditationen, Ostfildern 2022.

Thomas Söding, Gemeinsam unterwegs. Synodalität in der katholischen Kirche, Ostfildern: Grünewald 2022 (erscheint im Sommer).

Alle Dokumente: www.synodalerweg.de